

Kurztitel: Kultur, Selbstkonzept und Kognition

Kultur, Selbstkonzept und Kognition

Ulrich Kühnen
(International University Bremen)
&
Bettina Hannover
(Freie Universität Berlin)

Zeitschrift für Psychologie, 2003, 211, 212-224

Anmerkung der Autoren:

Der vorliegende Aufsatz basiert auf einem Positionsreferat der Autoren auf dem 43. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie (Hannover, B. & Kühnen, U. (2002): „Das Semantisch-Prozedurale Interface-Modell des Selbst“). Die hier vorgestellten Arbeiten wurden durch Mittel der Deutsche Forschungsgemeinschaft gefördert (Hannover & Kühnen; Förderkennzeichen HA 2381/ 6-1).

Adresse:

Prof. Dr. Ulrich Kühnen
International University Bremen
Postfach 750 561
28725 Bremen

Zusammenfassung

Mitglieder individualistischer Kulturen definieren ihr Selbst vor allem als eine autonome, von anderen unabhängige Einheit (independente Selbstkonstruktion). Demgegenüber sehen Mitglieder kollektivistischer Kulturen ihre Identität vorwiegend in ihrer Verbundenheit mit anderen Menschen (interdependente Selbstkonstruktion). Frühere Autoren haben postuliert, dass Personen in Abhängigkeit ihrer Selbstkonstruktion soziale Information unterschiedlich verarbeiten. Auf welche Weise Selbstkonstruktionen das Denken, Fühlen und Handeln von Menschen beeinflussen, war bislang jedoch nur ungenau spezifiziert. Ein Grund hierfür kann darin gesucht werden, dass kausale Annahmen über den Einfluss beider Selbstwissensarten in rein kulturvergleichenden Studien nicht überprüft werden können. In der vorliegenden Arbeit wird ein Modell des Selbst dargestellt, das die kulturvergleichende Perspektive und kognitionspsychologische Annahmen über die Dynamik der menschlichen Informationsverarbeitung zu integrieren versucht. Es werden verschiedene Experimente geschildert, die die aus dem Modell ableitbaren Hypothesen überprüfen sollten. Abschließend wird diskutiert, inwieweit das vorgestellte Modell sowohl die kulturvergleichende Forschung als auch die Kognitionspsychologie bereichern kann.

Abstract

Members of individualist cultures define their selves primarily as an autonomous and independent entity (independent self-construal). In collectivist cultures, identity is more likely defined by stressing the connectedness with others and being interdependent with them (interdependent self-construal). Many previous researchers have suggested that individuals process social information differently, depending on their self-construal. However, the exact mechanisms by which self-knowledge of one kind or the other influences information processing have hitherto not fully been understood. One possible reason for this deficit is that causal hypotheses about the influence of independent and interdependent self-knowledge can not directly be tested in cross-cultural studies. In the present article we, therefore, present a model of the self, which aims at integrating the cross-cultural perspective on the self and a cognitive perspective on the dynamic nature of human information processing. We review empirical evidence for the predictions derived from our model. Finally, possible theoretical contributions for both cross-cultural and cognitive psychology are discussed.

Von vielen Autoren ist angenommen worden, dass die unterschiedliche Konstruktion des Selbst eine zentrale Stellung beim Zustandekommen einer Vielzahl von kulturbedingten Unterschieden im Denken, Fühlen und Handeln hat (Markus und Kitayama, 1991, 1998). Kulturelle Vorstellungen über das „Wie-man-sein-soll“ (Oyserman, 2001) leiten die Entwicklung des Selbstkonzepts. Die sich so ergebende unterschiedliche Art und Weise, in der die Mitglieder verschiedener Kulturen ihre Identität konstruieren, beeinflusst wiederum ihre subjektiven Erfahrungen in unterschiedlichsten Bereichen. Dabei ist die Unterscheidung zweier grundsätzlicher Arten der Selbstkonstruktion zentral: Die Unterscheidung nämlich sogenannter unabhängiger und interdependenter Selbstkonstrukte (Markus & Kitayama, 1991, 1998). Unabhängige Selbstkonstrukte beschreiben die Besonderheit der eigenen Person unabhängig von anderen, während interdependente Selbstkonstrukte solche Selbstaspekte beinhalten, die man mit anderen, einem nahestehenden Personen teilt. Allerdings sind bis heute die genauen Mechanismen, über die vermittelt diese Selbstkonstrukte Einfluss auf subjektive Erfahrung nehmen, nur relativ ungenau erklärt. Dies mag unter anderem daran liegen, dass die Erkenntnisse der Kognitionspsychologie über den Einfluss vorhandener Wissensstrukturen auf die Informationsverarbeitung bisher zu wenig Eingang in die Theorienbildung der kulturvergleichenden Forschung gefunden haben. Andererseits stellt auch umgekehrt die kulturvergleichende Forschung die traditionellen Konzepte der Kognitionspsychologie vor neue Herausforderungen.

Im Zentrum der vorliegenden Arbeit steht daher die Klärung der Frage, auf welche Weise unabhängiges und interdependentes Selbstwissen das Denken, Fühlen und Handeln von Personen beeinflusst. Es wird ein generelles Rahmenkonzept vorgeschlagen, das zugleich auf Befunden und Konzepten sowohl der kulturvergleichenden Psychologie, als auch der kognitionspsychologisch orientierten Sozialpsychologie fußt: Das Semantic-Procedural Interface (SPI) Modell des Selbst (Hannover, & Kühnen, 2002; Kühnen, Hannover & Schubert, 2001). Im Folgenden werden zunächst die beiden Forschungsstränge, auf denen das SPI-Modell fußt, cursorisch referiert. Sodann wird das SPI-Modell und die aus ihm ableitbaren Hypothesen eingeführt. Nach einem Überblick der empirischen Befundlage zur Überprüfung dieser Hypothesen werden die möglichen Implikationen für die zukünftige Forschung diskutiert.

Kognitionspsychologische Perspektive auf das Selbst

Innerhalb des Social Cognition Paradigmas wird versucht, soziale Urteile auf Prozesse der Neuaufnahme, der Repräsentation und des Abrufs von Wissen aus dem Gedächtnis zurückzuführen. Die Erklärungskonzepte dieses Paradigmas sind stark von der Kognitionspsychologie beeinflusst. Eine der zentralen Annahmen dieses Paradigmas lautet, dass soziale Urteile auf der Grundlage solchen Wissens gebildet werden, das zum Urteilszeit verfügbar

bzw. zugänglich ist (z.B. Strack, 1988). Unter Zugänglichkeit wird die Leichtigkeit verstanden, mit der auf bestimmte Gedächtnisinhalte zugegriffen werden kann (Bruner, 1957; Higgins & Bargh, 1987; Wyer & Srull, 1989). Die Zugänglichkeit mentaler Konstrukte in einer gegebenen Situation wird nun zum einen davon bestimmt, wie häufig diese in der Vergangenheit aktiviert worden sind (chronische Zugänglichkeit; Higgins & King, 1981). Zum anderen können Kontextfaktoren die Zugänglichkeit zeitlich begrenzt erhöhen (situationale Zugänglichkeit; Higgins, Rholes & Jones, 1977; Srull & Wyer, 1979). Unter der Voraussetzung, dass Personen den Einfluss solcher Situationsfaktoren nicht wahrnehmen (Strack, 1992; Strack & Hannover, 1996), werden soziale Urteile an die konnotativen und denotativen Implikationen aktivierter Konstrukte assimiliert.

Um diese Annahmen zu prüfen, werden in den Studien dieses Forschungsbereichs häufig Methoden des kognitiven Primings benutzt. Das gemeinsame Ziel dieser Verfahren besteht darin, bestimmte mentale Inhalte gezielt zugänglich zu machen, bzw. zu aktivieren. Dies muss allerdings subtil geschehen, damit die Aufmerksamkeit der Versuchspersonen (im Folgenden Vpn) nicht auf diesen Einflussversuch gerichtet wird. Srull und Wyer (1979) haben zum Beispiel die Scrambled-Sentences-Methode entwickelt, bei der Vpn fünf Wörter in ungeordneter Reihenfolge vorgelegt werden. Die Aufgabe besteht darin, aus diesen Wörtern einen grammatikalisch sinnvollen Satz zu bilden. Das heißt, die Aufmerksamkeit der Versuchspersonen ist hier auf die Syntax und nicht auf die Bedeutung der Sätze gerichtet. Srull und Wyer manipulierten nun gezielt den Inhalt der sich ergebenden Sätze, um verschiedene mentale Kategorien zu aktivieren. Sie fanden, dass diese durch das Priming aktivierten Kategorien in nachfolgenden Eindrucksbildungsaufgaben verwendet wurden: Hatten die Vpn zuvor scrambled sentences bearbeitet, die Unfreundlichkeit implizierten, so wurde eine uneindeutig beschriebene Target-Person anschließend für unfreundlicher gehalten, als wenn die scrambled sentences das Konstrukt Freundlichkeit betrafen. Anders ausgedrückt wurden die Urteile über die Target-Person für die Vpn unbemerkt von den zuvor aktivierten Konstrukten beeinflusst. Im Ergebnis assimilierten sie ihre Urteile an die zugänglich gemachten Inhalte.

Diese Annahmen wurden in so unterschiedlichen Bereichen wie Einstellungen (z.B. Fazio, 2001), Stereotypen (z.B. Devine & Monteith, 1999) oder Eindrucksbildung (z.B. Higgins et al., 1977) nachgewiesen. Auch das Selbst stellt in dieser Sichtweise eine Gedächtnisrepräsentation dar - diejenige nämlich, in der die Gesamtheit selbstbezogenen Wissens enkodiert ist (Hannover, 1997; Linville & Carlston, 1994; Markus, 1977). Strukturell gesehen, ist das Selbstkonzept nicht eine einheitliche, sondern eine vielfältige kognitive Struktur, die sich in Teilwissensbestände über das Selbst, die wir als Selbstkonstrukte bezeichnen (Hannover, 1997), untergliedern lässt. Diese Selbstkonstrukte beinhalten das Wissen über bestimmte Aspekte der eigenen Person, wie etwa „Ich als Wissenschaftler“ oder „Ich als Deutscher“, etc.. Unterschiedliche Selbstkonstrukte können dabei durchaus gegensätzliche Wissensbestände über das Selbst beinhalten. Die

Tatsache, dass sich Personen dieser Widersprüche nur selten bewusst werden, wird darauf zurückgeführt, dass in einer gegebenen Situation jeweils nur Ausschnitte des gesamten Selbstwissens zugänglich, bzw. aktiviert sind (Hannover, 1977; Markus & Wurf, 1987). Interindividuelle Unterschiede im Selbstkonzept können auf die chronische Zugänglichkeit der betreffenden Selbstkonstrukte zurückgeführt werden. Darüber hinaus erlaubt dieses Verständnis es auch, intraindividuelle Variationen im Selbstkonzept zu erklären: Diese werden nämlich auf die situationale Zugänglichkeit von Selbstwissen zurückgeführt. Diese Annahmen sind vielfach belegt (für Überblicke siehe Brown, 1998; Hannover, 1997, 2000). In einer unserer eigenen Untersuchungen (Hannover & Kühnen, 2002) haben wir zum Beispiel Vpn unter einem Vorwand dazu gebracht, entweder förmlich (*Aktivierung „förmlichen“ Selbstwissens*) oder aber leger gekleidet (*Aktivierung „legeren“ Selbstwissens*) zum Experiment zu erscheinen. Zunächst wurde mit den Versuchspersonen eine Ablenkungsaufgabe durchgeführt, die allein den Sinn hatte, die angebliche Begründung für die Notwendigkeit der Kleidungsstile aufrecht zu erhalten. In einer nachfolgenden Selbstbeschreibungsaufgabe sollten die Vpn dann am Computer möglichst schnell das Zutreffen einiger Adjektive auf die eigene Person beurteilen („bin ich“ vs. „bin ich nicht“-Entscheidungen, siehe Markus, 1977), wobei zu gleichen Teilen Adjektive vorgegeben wurden, die mit Förmlichkeit und mit Legersein assoziiert waren. Wie erwartet stimmten förmlich gekleidete Vpn bei der Selbstbeschreibung förmlichen Adjektiven häufiger und schneller zu als Probanden, die leger gekleidet waren. Der jeweilige Kleidungsstil hatte somit als ein Priming-Einfluss das mit ihm korrespondierende Wissen situational zugänglich gemacht, welches dann bei der Beurteilung der vorgelegten Items benutzt wurde. Im Ergebnis waren die Selbstbeschreibungen an das jeweils aktivierte Wissen assimiliert. Da mit jeder situationalen Aktivierung auch die chronische Zugänglichkeit des betreffenden Konstrukts steigt, können diese Zusammenhänge auch auf kulturbedingte Unterschiede im Selbstkonzept angewendet werden. So kann man vermuten, dass die Mitglieder verschiedener Kulturen auf das für die Bewältigung ihrer jeweiligen Entwicklungsaufgaben relevante Selbstwissen besonders häufig zugreifen, bzw. situational aktivieren. Kultur kann somit als chronische Aktivierungsquelle für unterschiedliches Selbstwissen verstanden werden. Im Ergebnis ist für die Mitglieder verschiedener Kulturen unterschiedliches Selbstwissen chronisch zugänglich (Gardner, Gabriel & Lee, 1999; Hannover, 1997, 2000; Kühnen, 1999; Morris & Fu, 2001; Trafimow, Triandis & Goto, 1991).

Kulturwissenschaftliche Perspektive auf das Selbst

In einem wegweisenden Aufsatz haben Markus und Kitayama (1991) eine Vielzahl von beobachtbaren Kulturunterschieden in kognitiven, emotionalen und motivationalen Bereichen subjektiver Erfahrung dadurch integrierend zu erklären versucht, dass die Mitglieder dieser

Kulturen ihr Selbst unterschiedlich definieren. Sie argumentieren, dass Kulturen unterschiedliche implizite Imperative an ihre Mitglieder stellen, die die Entwicklung des Selbstkonzepts leiten. Markus und Kitayama (1991) bauen damit auf früheren Arbeiten aus anderen wissenschaftlichen Disziplinen (etwa Ethnologie, Anthropologie) auf. So schreibt zum Beispiel der Anthropologe Geertz bereits 1975: „The western conception of a person as a bounded, unique, more or less integrated motivational and cognitive universe, a dynamic center of awareness, emotion, judgement and action organized into a distinctive whole and set contrastively both against other such wholes and against its social and natural background is, however incorrigible it may seem to us, a rather peculiar idea within the context of the world’s cultures“ (Geertz, 1975, S. 48).

Nach Markus und Kitayama (1991) herrscht in individualistischen, meist westlichen Kulturen (Hofstede, 1980) ein kultureller Imperativ vor, ein unabhängiges und einzigartiges Individuum zu sein, diese Unabhängigkeit und Einzigartigkeit stets zu verfolgen und ihr Ausdruck zu verleihen. Innerhalb dieser Sichtweise ist das Selbst eine getrennte, abgeschlossene Entität, die eine Vielzahl von internalen Attributen wie Bedürfnisse, Rechte, Motive, Einstellungen und Fähigkeiten umfasst (Markus & Kitayama, 1991; Sampson, 1988; Shweder & LeVine, 1984; Triandis, 1989, 1997). Das Ziel, Unabhängigkeit (Independenz) zu erreichen, ist damit verbunden, das eigene Verhalten maßgeblich durch Referenz zum internalen Repertoire von Selbstattributen zu organisieren, stärker jedenfalls als durch Referenz zu Erwartungen, Gefühlen und Handlungen anderer. Im sozialen Verhalten liegt die Betonung häufig gerade auf dem Ausdruck dieser Einzigartigkeit und Unabhängigkeit (Markus & Kitayama, 1991, Oyserman & Markus, 1995). Hingegen wird für kollektivistische, vornehmlich asiatische, Kulturen ein anderer kultureller Imperativ postuliert. Dieser Sichtweise folgend ist das Selbst fundamental und untrennbar mit anderen Personen verbunden. Das Individuum ist motiviert, sich an andere, für die eigene Person relevante Individuen anzupassen, ihre Erwartungen wahrzunehmen und zu erfüllen und grundsätzlich ein Teil vielfältiger interpersonaler Beziehungen zu sein. Das Ziel, Interdependenz zu erreichen, wird verfolgt, indem das eigene Verhalten kontingent zu den wahrgenommenen Erwartungen, Gefühlen und Handlungen anderer Personen organisiert wird. Die eigene Person wird als Teil eines Netzwerks sozialer Beziehungen gesehen. Zwar schließt auch das interdependente Selbst Repräsentationen über internale Attribute ein, gleichwohl sind diese in den meisten Kontexten von geringerer Bedeutung für die eigene Person und ihrer Handlungssteuerung (Markus & Kitayama, 1991, 1998).

Mit dieser Unterscheidung haben Markus und Kitayama (1991) die psychologische Forschung zum Selbst nachhaltig bereichert. Über lange Zeit nämlich war die sozialpsychologische Selbstforschung an lediglich einem, nämlich dem independenten Verständnis von Individualität orientiert. Ein Grund hierfür mag in der Tatsache gesucht werden, dass die sozialpsychologische Forschung ganz überwiegend von Arbeiten, die in individualistischen Kulturen (USA, Westeuropa) entstanden sind, dominiert ist. Markus und Kitayama haben diese einseitige

Sichtweise erweitert.

Empirische Belege dafür, dass sich unterschiedliche kulturelle Imperative in der individuellen Selbstsicht niederschlagen, wurden von verschiedenen Autoren beigebracht (z.B. Campbell, Trapnell, Heine, Katz, Lavalley & Lehman, 1996; Cross, Bacon & Morris, 2000; Endo, Heine & Lehman, 2000; Kühnen, Hannover, Roeder, Schubert, Shah, Upmeyer & Zakaria, 2001; Rhee, Uleman, Lee & Roman, 1995; Singelis, 1994; Trafimow et al., 1991). Diese können sichtbar gemacht werden mit Hilfe der *Self-Construct*-Skala von Singelis (1994), einem Fragebogen-Messinstrument, das die von Markus und Kitayama (1991) vorgeschlagene Unterscheidung der Selbstsichtweisen messen soll. Beide Selbstkonstrukte (*self-construals*) werden durch je 12 Items erhoben. In multinationalen Stichproben konnte Singelis (1994) nachweisen, dass Angehörige individualistischer Kulturen in stärkerem Maße unabhängige und weniger stark interdependente Selbstkonzepte aufwiesen als Angehörige kollektivistischer Kulturen. Eine weitere, häufig verwendete Methode zur Erfassung von Selbstkonstruktionen ist der Zwanzig-Statements-Test (Kuhn & McPartland, 1954). Bei diesem Test bekommen Vpn die Aufgabe, zwanzig spontane Antworten auf die Frage „Wer bin ich?“ abzugeben. Das häufig replizierte Ergebnis zeigt, dass Versuchspersonen aus individualistischen Kulturen sich stärker durch interne Eigenschaftsbegriffe beschreiben (Bond & Cheung, 1983) und dabei vorwiegend abstrakte, generalisierte Konstrukte benutzen (Rhee, et al, 1995), während Angehörige kollektivistischer Kulturen sich durch ihre Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen definieren (Triandis, McCusker & Hui, 1990) und sich selbst in Bezug auf konkrete soziale Kontexte definieren (Cousins, 1989; Rhee, et al. 1995). Zugleich jedoch zeigen diese Befunde, dass Angehörige der unterschiedlichen Kulturen grundsätzlich über beide Arten von Selbstwissen verfügen – sie unterscheiden sich lediglich in der relativen Bedeutung, die diesen Selbstaspekten für die eigene Person zugeschrieben wird. Entsprechend können interindividuelle Unterschiede in der Selbstkonstruktion auch innerhalb von Kulturen nachgewiesen werden. Ein Fragebogen-Messinstrument, das solche intrakulturellen Unterschiede in der Selbstkonstruktion besonders sensibel erfasst, wurde von Roeder und Hannover (im Druck) vorgelegt.

Zusammengefasst zeigen diese Studien konvergierende Evidenz für Unterschiede in den Selbstkonzepten von individualistischen und kollektivistischen Kulturangehörigen.

Individualistische Kulturangehörige definieren sich vorwiegend durch unabhängige, kollektivistische Kulturangehörige hingegen durch interdependente Selbstkonstrukte. Weiterhin beinhalten unabhängige Selbstkonstrukte stärker abstraktes und kontextübergreifendes Selbstwissen als interdependente.

Obschon mit den genannten Studien vielfältige Belege für kulturbedingte Unterschiede im Selbstkonzept vorliegen, sind die genauen Mechanismen, über die vermittelt diese Selbstkonstrukte Einfluss auf Denken, Fühlen und Handeln einer Person haben, bis heute nur relativ ungenau spezifiziert. Aus diesem Grunde haben wir in zurückliegenden Jahren ein

theoretisches Rahmenkonzept entwickelt, das diese Konsequenzen modellieren soll: Das Semantic-Procedural-Interface (SPI) Modell des Selbst.

Das Semantic-Procedural Interface (SPI) Modell des Selbst

Das Semantic-Procedural Interface (SPI) Modell des Selbst (Hannover & Kühnen, 2002; Kühnen et al., 2001a) soll beschreiben, wie die Selbstkonstruktion das Denken, Fühlen und Handeln einer Person steuert. Das Modell basiert zugleich auf Erkenntnissen der Social Cognition Forschung als auch auf den berichteten kulturvergleichenden Befunden. Die zentrale Annahme des SPI-Modells lautet, dass Auswirkungen der Selbstkonstruktion auf die individuelle Erfahrung der Person vermittelt über die relative Zugänglichkeit ihres independenten und interdependenten Selbstwissens zustande kommen. Dies bedeutet, Personen verwenden in Abhängigkeit davon, welche Art von Selbstwissen zuletzt (situationaler Zugänglichkeit durch einen Kontextfaktor; z.B. durch ein experimentelles Priming) oder aber besonders häufig aktiviert worden ist (chronische Zugänglichkeit bestimmt z.B. durch die Kultur, in der Personen aufwachsen), entweder eher independentes oder eher interdependentes Selbstwissen. Die Modell-Annahmen zu den Konsequenzen beider Selbstwissensarten prüfen wir, entsprechend der Unterscheidung von chronischer und situationaler Zugänglichkeit durch zwei komplementäre Forschungsstrategien. Zum einen nämlich führen wir unsere Untersuchungen mit Vpn aus individualistischen versus kollektivistischen Kulturen durch. Da Kultur eine der komplexesten psychologischen Variablen überhaupt darstellt, können bei diesem Vorgehen kausale Annahmen über den Einfluss zugänglichen independenten und interdependenten Selbstwissens allerdings nicht direkt getestet werden. Um dies aber zu erzielen, verwenden wir über die kulturvergleichende Selbstforschung hinausgehend experimentelle Verfahren, um die Zugänglichkeit entweder independenten oder aber interdependenten Selbstwissens situational zu erhöhen. Dieses Vorgehen basiert zum einen auf den zitierten Befunden, die zeigen, dass Personen sowohl über independentes als auch über interdependentes Selbstwissen verfügen (z.B. Rhee et al, 1995), als auch auf den Annahmen zur Dynamik selbstbezogener Informationsverarbeitung.

Das SPI-Modell unterscheidet zwei Mechanismen, durch die independentes und interdependentes Selbstwissen die Informationsverarbeitung und damit die subjektive Erfahrung der Person beeinflusst. In Anlehnung an frühere Autoren (z.B. Gardner et al, 1999; Trafimow et al., 1991), wird im SPI-Modell ein semantischer Mechanismus angenommen. Er bezieht sich auf die verschiedenen Inhaltsdomänen, aus denen independente und interdependente Selbstkonstruktionen entspringen: Independentes Selbstwissen beinhaltet Wissen über Fähigkeiten, Einstellungen oder Eigenschaften des Individuums, die es unabhängig von anderen Personen auszeichnen, d.h. es ist auf autonome semantische Selbstinhalte bezogen.

Interdependentes Selbstwissen hingegen ist auf eigene Gruppenzugehörigkeiten, Verbindungen zu konkreten anderen Menschen und sozialen Kontexten, d.h. soziale semantische Selbstinhalte bezogen.

Zahlreiche Studien haben gezeigt, dass Menschen neu eintreffende Information gemäß der zum gegebenen Zeitpunkt leicht zugänglichen mentalen Kategorien identifizieren, kategorisieren und interpretieren. Neue Information wird folgerichtig in dem Maße an autonome Inhalte assimiliert, wie für die Person independentes Selbstwissen chronisch oder situational hoch zugänglich ist. Umgekehrt je zugänglicher soziales Selbstwissen für die Person zu diesem Zeitpunkt ist, wird die Information um so stärker an soziale Inhalte assimiliert (z.B. Higgins, 1996). Im SPI-Modell wird dieser Zusammenhang als semantischer Mechanismus bezeichnet: Die Selbstkonstruktion beeinflusst individuelle Erfahrungen, weil Identifikation, Kategorisierung und Interpretation neuer Information an die semantischen Inhalte des chronisch oder situational hoch zugänglichen Selbstwissens der Person angepaßt werden.

Das SPI-Modell postuliert jedoch noch einen zweiten Mechanismus, über den zugängliches Selbstwissen das Denken, Fühlen und Handeln einer Person beeinflussen kann: Der prozedurale Mechanismus bedeutet, dass independente und interdependente Selbstkonstruktionen unterschiedliche Informationsverarbeitungsmodi begünstigen. Wir unterscheiden einen kontextunabhängigen von einem kontextabhängigen Verarbeitungsmodus. Unter Kontext verstehen wir dabei im weitest möglichen Sinne Situationsfaktoren. Hierzu zählen neben räumlich definierten Kontexten (z.B. die Einbettung einer graphischen Figur in eine Hintergrundfigur) auch zeitlich definierte Kontexte (z.B. Unterschiede in der Befindlichkeit einer Person von einem Tag auf den nächsten), kausal relevante Kontexte (z.B. eine Situation als Ursache eines Verhaltens) oder normative Kontexte (z.B. Erwartungen eines Gegenübers als Richtschnur eigenen Handelns). Fokale Information wird im kontextabhängigen Modus wahrscheinlicher unter Berücksichtigung der Varianz, die durch räumliche, zeitliche, kausale oder normative Situationsfaktoren produziert wird, verarbeitet als im kontextunabhängigen Modus. Denkprozesse erfolgen in diesem Verarbeitungsmodus eher holistisch in dem Sinne, dass Objekte so wahrgenommen, interpretiert und kategorisiert werden, als seien sie verbunden mit dem sie umgebenden Kontext. Der kontextunabhängige Verarbeitungsmodus hingegen begünstigt, dass Informationen über das Selbst, andere Personen oder andere Stimuli im allgemeinen stärker analytisch und detailorientiert verarbeitet werden: Stimuli werden so wahrgenommen und kategorisiert, als seien sie unabhängig vom Kontext, in dem sie dargeboten sind.

Der prozedurale Mechanismus beruht darauf, dass independentes und interdependentes Selbstwissen sich nicht nur bzgl. der dominierenden Inhalte voneinander unterscheiden, sondern auch bzgl. des Ausmaßes der Kontextabhängigkeit: Autonomes Selbstwissen ist typischerweise in kontextunabhängigen Konzepten mental repräsentiert (z.B. „ich bin humorvoll“), soziales Selbstwissen hingegen in kontextabhängigen (z.B. „ich bin gerne mit meinen Freunden

zusammen“). Belege für diese Annahme stammen aus kulturvergleichenden Studien von Cousins (1989) und Rhee et al. (1995). Weiter werden beide Arten von Selbstwissen unter Verwendung verschiedener kognitiver Prozeduren erworben. Zu lernen, über sich selbst in Form unabhängiger Konstrukte nachzudenken, erfordert, die konstanten Merkmale der eigenen Person in kontextübergreifende Konstrukte zu abstrahieren und zu integrieren. Prozedural gesehen heißt dies, über das Selbst in kontextunabhängiger Art und Weise nachzudenken. Demgegenüber erfordert die Entwicklung interdependenten Selbstwissens, kontextabhängige Prozeduren auf das Selbst anzuwenden. Dies ist deshalb der Fall, weil interdependente Selbstkonstrukte nicht ohne den Bezug zu anderen Personen gedacht werden können, die nur in bestimmten Kontexten angetroffen werden. Weiterhin kann die Interdependenz mit anderen nur aufrecht erhalten werden, wenn deren Erwartungen an das Selbst ständig bedacht werden – die Aufmerksamkeit ist somit auf den sozialen Kontext gerichtet.

Weil eine der Kernannahmen des SPI-Modells darin besteht, dass der Inhalt und der Grad der Kontextabhängigkeit selbstbezogenen Wissens systematisch miteinander assoziiert sind, läßt sich die Vorhersage ableiten, dass die Aktivierung autonomen bzw. sozialen Selbstwissens nicht nur semantische Effekte auf die nachfolgende Informationsverarbeitung hat (semantischer Mechanismus). Darüber hinaus sollten durch die Aktivierung kontextunabhängige bzw. kontextabhängige Verarbeitungsmodi ausgelöst werden (prozeduraler Mechanismus).

Im SPI-Modell wird das Zusammenspiel zwischen semantischem und prozeduralem Mechanismus durch die Metapher eines Interface modelliert. Damit soll angezeigt werden, dass beide Mechanismen miteinander verbunden sind, so dass sie die Informationsverarbeitung gleichzeitig, aber auch separat beeinflussen können. Der semantische und der prozedurale Mechanismus greifen ineinander, sodass die Auswirkungen der Selbstkonstruktion auf das Denken, Fühlen und Handeln der Person nur durch einen der beiden Mechanismen nicht vollständig beschrieben sind. Weiterhin erlaubt das SPI-Modell die Vorhersage, dass durch die Aktivierung independenten Selbstwissen nicht allein autonome Inhalte zugänglich gemacht werden, sondern dass vermittelt über das Interface gleichzeitig der kontextunabhängige Informationsverarbeitungsmodus instantiiert wird. Analog resultiert die Aktivierung interdependenten Selbstwissen zugleich in der Erhöhung der Zugänglichkeit sozialer Inhalte und kontextabhängiger Informationsverarbeitungsprozeduren. Wenn also die Zugänglichkeit autonomen oder sozialen Selbstwissens erhöht ist, wird der korrespondierende Verarbeitungsmodus ebenfalls wahrscheinlicher angewendet.

Im Folgenden wird ein Überblick über die empirische Befundlage zu den aus dem SPI-Modell ableitbaren Vorhersagen gegeben. Weil der semantische Mechanismus bereits von zahlreichen Autoren untersucht worden ist, sollen hier nur einige wenige Befunde exemplarisch dargestellt werden. In der Darstellung unserer Modellprüfung werden wir dann den Schwerpunkt auf Studien zum prozeduralen Mechanismus legen.

Empirische Belege für das SPI-Modell I:
Semantische Konsequenzen der Selbstwissensaktivierung

Empirische Belege für den semantischen Mechanismus stammen beispielsweise aus einer Studie von Trafimow und Finlay (1996). Sie fanden, dass Personen mit chronisch zugänglichem independenten Selbstwissen Urteile über ihre Verhaltensabsichten stärker an ihren persönlichen Einstellungen (d.h. an independenten Konstrukten) ausrichteten als an ihren Annahmen über die Erwartungen ihres sozialen Umfeldes (i.e. interdependente Konstrukte). Demgegenüber orientierten sich Personen mit chronisch zugänglichem interdependenten Selbstwissen stärker an den vermuteten Erwartungen anderer als an ihren persönlichen Einstellungen. Anders ausgedrückt waren die Urteile der independenten Personen an autonome Selbstinhalte (persönliche Einstellungen) assimiliert, während die Urteile der interdependenten Personen soziale Selbstinhalte (angenommene Erwartungen anderer) reflektierten. Dafür, dass diese Unterschiede tatsächlich durch die differentielle chronische Zugänglichkeit independenten und interdependenten Selbstwissens zustande gekommen sind, spricht eine Untersuchung von Ybarra und Trafimow (1998). Hier konnten parallele Befunde erzeugt werden, nachdem durch ein subtiles experimentelles Priming die Zugänglichkeit independenten oder aber interdependenten Selbstwissens situational erhöht worden war.

Weitere Belege für den semantischen Anwendungsmechanismus stammen aus einer Studie von Gardner et al. (1999). Um entweder independentes oder interdependentes Selbstwissen zu aktivieren, baten sie ihre Vpn darum, einen kurzen Text zu lesen, in dem ein Ausflug in eine Stadt beschrieben wurde. Die Aufgabe der Vpn bestand darin, sämtliche im Text enthaltenen Pronomina einzukreisen. Durch Variation der vorkommenden Pronomina sollte entweder independentes Selbstwissen (ich, mir, mein, etc.) oder aber interdependentes (wir, uns, unser, etc.) aktiviert werden. Anschließend sollten die Vpn die Wichtigkeit individualistischer und kollektivistischer Wertvorstellungen einschätzen, sowie den bereits beschriebenen Zwanzig-Statements-Test bearbeiten. Die Befunde zeigten erstens, dass die Vpn nach dem Priming independenten Selbstwissens den individualistischen Werte-Items stärker zustimmten als den kollektivistischen, während sich das Gegenteil für die Vpn mit interdependentem Priming fand. Weiterhin generierten die independent geprimten Vpn bei der Bearbeitung des Zwanzig-Statements-Test mehr independente als interdependente Selbstbeschreibungen, und auch hier fand sich das Gegenteil für die interdependent geprimten Vpn. Schließlich konnten Gardner et al. in einer Mediations-Analyse zeigen, dass der Effekt des Primings auf die Beantwortung der Werte-Items durch die Aktivierung independenten oder interdependenten Selbstwissens vermittelt wurde. Anders ausgedrückt beantworteten die Vpn die Werte-Items auf der Grundlage

des aktivierten Selbstwissens, was sich daran zeigte, dass die independent geprimten Vpn ihre geäußerten Wertvorstellungen an autonome Inhalte, interdependent geprimte Vpn hingegen an soziale Inhalte assimilierten.

In unseren eigenen Untersuchungen konnten wir ebenfalls Belege für den im SPI-Modell spezifizierten semantischen Anwendungsmechanismus anführen. In einer dieser Untersuchungen (Kühnen & Hannover, 2000) haben wir die bereits beschriebene „Scrambled-Sentences“-Methode von Srull und Wyer (1979) so adaptiert, dass sich aus vier der jeweils fünf vorgegebenen Wörtern Sätze bilden ließen, die entweder independente (z.B. „Ich schätze meine Unabhängigkeit“) oder aber interdependente („Ich mag meine Freunde“) Selbstbeschreibungen ergaben. In unserer Studie haben wir zeigen können, dass soziale Vergleichsurteile auf der Grundlage zugänglicher Selbstinhalte gebildet werden. Personen, für die durch ein subtiles Priming independentes Selbstwissen situational zugänglich gemacht worden war, hielten ihre Ähnlichkeit mit anderen Menschen für geringer (Assimilation an autonome Selbstinhalte) als Personen, für die interdependentes Selbstwissen aktiviert worden war (Assimilation an soziale Selbstinhalte). Allerdings fand sich dieser Befund nur dann, wenn das Priming so subtil gestaltet war, dass die Aufmerksamkeit der Vpn nicht auf den Priming-Einfluss gerichtet war (vgl. Strack, 1992; Strack & Hannover, 1996). Dies wurde realisiert, indem die Vpn bei der Scrambled-Sentences Aufgabe nicht etwa jeweils den vollständigen Vier-Wort-Satz, sondern lediglich das verbleibende fünfte Wort aufschreiben sollten. In einer anderen Bedingung hingegen waren die Vpn aufgefordert, die vervollständigten 24 Sätze niederzuschreiben. Unsere Annahme lautet, dass Personen, die auf diese Weise dazu gebracht werden, 24 entweder rein independente oder aber interdependente Selbstbeschreibungen niederzulegen, sich wahrscheinlicher der Tatsache bewusst werden, dass diese Prozedur ihre nachfolgenden Ähnlichkeitsurteile beeinflussen könnte. Entsprechend sollten sie versuchen, diesem angenommenen Einfluss entgegenzuwirken und folglich Kontrasteffekte zu zeigen. In der Tat schätzen bei diesem offensichtlichen Priming die Versuchspersonen der independenten Bedingung ihre Ähnlichkeit zu anderen Personen größer ein als Personen der interdependenten Priming-Bedingung.

Zusammengefasst belegen diese Studien den im SPI-Modell postulierten semantischen Anwendungsmechanismus: Ist für eine Person independentes Selbstwissen aktiviert, so assimiliert sie ihre Urteile an dieses aktuell zugängliche autonome Selbstwissen. Ist hingegen interdependentes Selbstwissen zugänglich, so werden ihre Urteile an soziale Inhalte assimiliert.

Empirische Belege für das SPI-Modell II:

Prozedurale Konsequenzen der Selbstwissensaktivierung

Die zweite wesentlichen Vorhersage des SPI-Modells besteht darin, dass beide

Selbstwissensarten mit unterschiedlichen prozeduralen Denkmodi einhergehen, die sich im Grad der Kontextabhängigkeit unterscheiden. Die Annahme einer semantisch-prozeduralen Schnittstelle impliziert, dass ein Priming independenten Selbstwissens den kontextunabhängigen Denkmodus aktivieren sollte, in dessen Anwendung Stimuli so wahrgenommen und interpretiert werden, als seien sie unabhängig vom Kontext, in dem sie dargeboten werden. Demgegenüber sollte ein Priming interdependenten Selbstwissens kontextabhängige Denkprozeduren bereitstellen. Ihre Anwendung führt dazu, dass auf die Verbindung zwischen Objekten und dem die Objekte umgebenden Kontext fokussiert wird. Die nachfolgend beschriebenen eigenen Arbeiten haben Evidenz für diese Annahme geliefert.

In einer ersten Experimentalserie zur Überprüfung des SPI-Modells haben wir (Kühnen et al., 2001a) für Vpn zunächst mittels der Pronomina-Aufgabe von Gardner, et al. (1999) entweder independentes oder aber interdependentes Selbstwissen situational zugänglich gemacht. Danach bekamen unsere Vpn eine Aufgabe, die allein prozedural sensibel für den Grad der Kontextabhängigkeit sein sollte, nicht jedoch für die aktivierten Inhalte, um so die angenommenen prozeduralen Konsequenzen semantischen Primings möglichst zweifelsfrei aufzeigen zu können. Hierzu haben wir den Embedded Figures Test (EFT, Witkin, Oltman, Raskin, & Karp, 1971) verwendet, bei dem die Aufgabe der Vpn darin besteht, in komplexe geometrische Muster eingebettete einfache Zielfiguren möglichst schnell zu identifizieren. Diese Aufgabe ist deshalb zur Überprüfung unserer Annahmen geeignet, weil das Herauslösen der Zielfiguren aus dem sie umgebenden Kontext kontextunabhängige Wahrnehmungsprozeduren erfordert und gleichzeitig keinen semantischen Bezug zum aktivierten Selbstwissen hat. Erwartungsgemäß fanden wir, dass Personen, für die zuvor independentes Selbstwissen aktiviert worden war, bessere Testergebnisse erzielten als Personen nach einem Priming interdependenten Selbstwissens. Dies ist ein Beleg für die zentrale Annahme des SPI-Modells, wonach durch das Priming independenten Selbstwissens kontextunabhängige Informationsverarbeitung begünstigt wurde. Allerdings ließe sich argumentieren, dass independentes Selbstwissen in stärkerem Maß als interdependentes mit der Motivation, persönlich gute Testergebnisse zu erzielen, verbunden ist. Independent geprimte Vpn mögen sich also schlicht stärker angestrengt haben, gute Ergebnisse zu erzielen, ohne dass dies jedoch die Annahme unterschiedlicher Denkmodi rechtfertigen würde. Um diese Alternativerklärung ausschließen zu können, haben wir in einer weiteren Studie eine Aufgabe verwendet, bei der kontextabhängige Wahrnehmungsprozeduren erforderlich waren. Ist der Befund bei Verwendung des EFT tatsächlich auf eine erhöhte Leistungsmotivation der independent geprimten Versuchspersonen zurückzuführen, dann sollte sich dies in gleicher Weise bei einer Aufgabe finden, die kontextabhängige Wahrnehmung erfordert. Die Vorhersage des SPI-Modells wäre hingegen bestätigt, wenn hier interdependent geprimte Personen besser abschneiden würden als independent geprimte. Um diese Annahmen zu überprüfen haben wir eine Bildergänzungsaufgabe aus dem HAWIE-R Intelligenz-Tests verwendet (Tewes, 1994), bei

der Vpn eine Reihe von Bildern vorgelegt bekommen, in denen fehlerhafte Elemente enthalten sind. Zum Beispiel muß in einem Bild, das einen gehenden Mann, einen schattenwerfenden Baum und eine scheinende Sonne zeigt, der fehlende Schatten des Mannes identifiziert werden. Um diese Aufgaben zu lösen, muß der Mann in Beziehung zu dem durch die scheinende Sonne und den schattenwerfenden Baum konstituierten Kontext gesetzt werden, denn nur durch diesen kontextuellen Bezug ergibt sich, dass der Mann ebenfalls einen Schatten werfen sollte. In Übereinstimmung mit der Annahme des SPI-Modells zeigten interdependent geprimte Vpn auf diesem Test bessere Leistungen als independent geprimte. Dieses Ergebnis widerspricht gleichzeitig der motivationalen Alternativerklärung, weil hier gezeigt wird, dass das Selbstkonstrukt-Priming nur dann zu besseren Leistungen führt, wenn der jeweilig induzierte Denkmodus für die gestellte Aufgabe vorteilhaft ist.

Um die gegensätzliche Wirkung independenten und interdependenten Selbstwissens auf die unterschiedlichen Aufgabentypen simultan aufzeigen zu können, haben Kühnen und Oyserman (2002) ihren Versuchspersonen am Computer eine Reihe von Buchstaben präsentiert, die ihrerseits aus kleinen Buchstaben zusammengesetzt waren (ähnliches Stimulusmaterial wurde von Navon, 1977, in anderem Zusammenhang benutzt). Beispielsweise bekamen die Vpn ein aus vielen kleinen Fs bestehendes H am Computer präsentiert. In einem ersten Testdurchgang bestand die Aufgabe der Vpn darin, per Tastendruck möglichst schnell die kleinen Buchstaben (hier die Fs) zu identifizieren. In einem weiteren Durchlauf wurden dieselben Stimuli den Versuchspersonen erneut präsentiert. Diesmal allerdings sollte der jeweilige Großbuchstabe (H in unserem Beispiel) identifiziert werden. Die Aufgabe, die kleinen Buchstaben zu erkennen, erfordert, diese aus dem Kontext des Großbuchstaben, in den sie eingebettet sind, herauszulösen, und somit kontextunabhängige Wahrnehmungsprozeduren. Der Großbuchstabe kann hingegen nur erkannt werden, wenn die vielen Elemente, aus denen er besteht miteinander verbunden und als Ganzes wahrgenommen werden, d.h. unter Anwendung kontextabhängiger Wahrnehmungsprozeduren. Vor der Bearbeitung dieser Aufgabe wurde durch die Pronomen-Aufgabe nach Gardner et al. (1999) entweder independentes oder aber interdependentes Selbstwissen aktiviert. Wie erwartet waren die Versuchspersonen nach einem Priming independenten Selbstwissens in der Lage, die kleinen Buchstaben schneller als die großen zu erkennen. Hingegen fand sich das gegenläufige Muster nach der Aktivierung interdependenten Selbstwissens.

Wenn also nun die Wahrnehmung nach einem Priming interdependenten Selbstwissens stärker durch kontextabhängige Prozeduren geleitet wird als nach einem Priming independenten Selbstwissens, dann kann auch angenommen werden, dass die Gedächtnisleistung für beiläufig enkodierte kontextuelle Information nach interdependenter Selbstwissensaktivierung verbessert wird. Um diese Hypothese zu testen haben wir (Kühnen & Oyserman, 2002) in einer zweiten Studie unseren Vpn nach einem Priming independenten oder aber interdependenten

Selbstwissens ein Stimulus-Bild vorgelegt, auf dem in einem Rahmen einige einfache Objekte (z.B. ein Haus, ein Pferd, eine Glühbirne, etc.) in unsystematischer räumlicher Anordnung zu sehen waren. Den Vpn wurde gesagt, dass anschließend ein Gedächtnistest durchgeführt würde, ohne ihnen jedoch die genaue Aufgabenstellungen des Gedächtnistests mitzuteilen. Anschließend bekamen die Vpn ein Gitternetz von der gleichen Größe wie das Stimulus-Bild vorgelegt, das die Fläche dieses Bildes nun in Zellen einteilte. Die Versuchspersonen bekamen die Aufgabe, in diese Zellen einzutragen, welches Objekt an der betreffenden Stelle des Stimulus-Bildes präsentiert worden war. Das bedeutet, dass die Vpn unerwarteter Weise nicht allein die Objekte, sondern deren Position in dem Kontext des Stimulus-Bildes reproduzieren sollten. Es konnte die Annahme bestätigt werden, dass interdependent geprimte Vpn mehr Stimuli an deren korrekter Position erinnerten als independent geprimte. Dies kann damit erklärt werden, dass interdependent geprimte Vpn die Stimuli während der Enkodierungsphase automatisch kontextabhängig verarbeiteten, und daher anschließend einen Erinnerungsvorteil für die kontextuelle Positionsinformation der Stimuli hatten.

Die berichteten Studien belegen die aus dem SPI-Modell abgeleitete Vorhersage, dass die Aktivierung independenten und interdependenten Selbstwissens den Grad der Kontextabhängigkeit in der Informationsverarbeitung beeinflusst. Allerdings stellt sich die Frage, inwiefern diese Befunde auf das eigentliche Ausgangsproblem, nämlich Unterschiede in den subjektiven Erfahrungen individualistischer und kollektivistischer Kulturangehöriger, übertragen werden können. Gewiss soll hier keineswegs der Anspruch erhoben werden, kulturelle Bedeutungssysteme könnten in ihrer komplexen Vielschichtigkeit vollständig dadurch simuliert werden, dass Personen unterschiedliche Pronomen einkreisen. Dennoch haben die von uns durchgeführten Studien einige Implikationen für den Kulturvergleich. Wenn nämlich, wie von Markus und Kitayama (1991) postuliert und häufig gezeigt, Personen in Abhängigkeit ihres kulturellen Hintergrundes ihr Selbst entweder eher independent oder aber interdependent definieren, und wenn weiter gilt, dass diese unterschiedlichen Selbstkonstruktionsweisen mit prozeduralen Unterschieden im Grad der Kontextabhängigkeit einhergehen, so lässt sich folgern, dass sich Personen unterschiedlicher kultureller Herkunft ebenfalls im Grad der Kontextabhängigkeit ihres Denkens unterscheiden sollten. Und genau diese Annahme konnte vielen Untersuchungen gestützt werden (für einen Überblick, siehe Berry, 1991). So wurde z.B. der Embedded-Figures Test in zahlreichen Studien an Personen mit individualistischem und kollektivistischem Kulturhintergrund eingesetzt. Auch in einer unserer eigenen Studien (Kühnen et al., 2001b) konnten wir entsprechende Kulturunterschiede finden, indem wir den EFT an Stichproben in den USA und Deutschland (als Beispiele individualistischer Kulturen), sowie Russland und Malaysia (als Beispiele kollektivistischer Kulturen) eingesetzt haben. Erwartungsgemäß erzielten die Personen der beiden individualistischen Stichproben höhere Test-Scores, d.h. sie verarbeiteten die Aufgaben stärker kontextunabhängig als Personen der

kollektivistischen Stichproben.

Nun ließe sich allerdings wiederum einwenden, dass die Mitglieder individualistischer Kulturen möglicherweise deshalb bessere Ergebnisse auf dem EFT erzielt haben, weil sie stärker als kollektivistische Kulturangehörige leistungsmotiviert sind. Dieser Alternativerklärung für den gefundenen Kulturunterschied in der Bearbeitung des EFT widerspricht allerdings eine Studie von Kitayama, Duffy, Kawamura und Larsen (2003). Den Untersuchungsteilnehmern dieser Studie (Amerikaner und Japaner) wurde in mehreren Durchgängen jeweils ein einfaches Bild eines Quadrats vorgelegt, von dessen oberer Kante ausgehend eine Gerade in Richtung der Mitte des Quadrats wies. Die Versuchspersonen betrachteten die geometrische Figur jeweils für wenige Sekunden, woraufhin diese entfernt und durch ein neues Quadrat unterschiedlicher Größe ersetzt wurde, das allerdings keine in die Mitte weisende Gerade enthielt. Die Aufgabe in diesem "framed-line-test" bestand nun darin, die Gerade aus dem zuvor präsentierten Quadrat zu übertragen. Hierbei gab es zwei verschiedene Varianten. In einem Durchgang sollte die Originalgerade so übertragen werden, dass das Verhältnis der Kantenlängen und der Länge der Geraden aus dem Original erhalten blieb. Diese Aufgabe bezeichneten Kitayama et al. als relativ, weil hierbei die Relation der beiden Längen beachtet werden muss. In einem anderen Durchgang lautete die Aufgabe, den Originalstrich in seiner absoluten Länge in das neue Quadrat einzuzeichnen. Diese Aufgabe wurde daher die absolute genannt. Die beiden Aufgaben unterscheiden sich darin, dass bei der relativen Übertragung der Kontext des Strichs jeweils mitberücksichtigt werden muss, während er bei der absoluten Aufgabe gerade ignoriert werden muss.

Kitayama et al. ließen beide Aufgabentypen von japanischen und amerikanischen Versuchspersonen bearbeiten. Sie fanden, dass die Japaner bei der relativen Aufgabe bessere Ergebnisse erzielten als die Amerikaner. Offenkundig fiel es den Japanern leichter, den Kontext angemessen zu berücksichtigen. Dies lässt sich damit erklären, dass sie bereits als sie das Originalbild betrachteten seine Bestandteile in Relation zu einander verarbeiteten. Bei der absoluten Aufgabe hingegen fand sich genau das Gegenteil: Die Amerikaner zeigten bessere Ergebnisse als die Japaner, wenn sie den Kontext ignorieren sollten.

Diese Befunde belegen die Annahme, dass selbst basale Wahrnehmungsprozeduren kulturellen Prägungen unterliegen. Sie sprechen weiterhin gegen eine motivationale Alternativerklärung, weil diese keine differenzielle Vorhersage je nach Aufgabentyp erlauben würde.

In den bisher beschriebenen Untersuchungen wurden abhängige Variablen verwendet, die relativ „niedrige“ kognitive Prozesse (in erster Linie Wahrnehmung) erfassen. In einer weiteren Serie von Studien haben Haberstroh, Oyserman, Schwarz, Kühnen und Ji (2002) die Auswirkungen der Aktivierung beider Selbstwissensarten auf „höhere“ kognitive Prozesse am Beispiel von Kommunikation untersucht. Erfolgreiche Kommunikation erfordert nämlich kontextabhängige Informationsverarbeitung, weil zum Verständnis über das rein gesprochene Wort hinausgehend

Inferenzen über die intendierte Botschaft angestellt werden müssen. Hierzu müssen Kommunikationspartner fortwährend den Kontext des Gesagten in Betracht ziehen (Grice, 1975, Schwarz, 1999). Dabei beachten Personen implizite Normen kooperativer Kommunikation, wie zum Beispiel die Regel, informativ zu sein und Redundanzen weitgehend zu vermeiden. In einer Reihe von Untersuchungen haben wir (Haberstroh, et al., 2002) nun die Annahme getestet, dass Personen mit interdependentem Selbstkonzept diese Regeln in stärkerem Maße beachten (also stärker kontextsensitiv kommunizieren) als Personen mit independentem Selbstkonzept.

In einer ersten Studie haben wir uns des Paradigmas von Strack, Schwarz und Wänke (1991) bedient, die ihren Vpn zwei teilweise redundante Fragen stellten, nämlich die nach der persönlichen allgemeinen *Lebenszufriedenheit* und dem allgemeinen *Lebensglück*. Um die Anwendbarkeit der Redundanzvermeidungsnorm zu variieren, wurden in einer Bedingung beide Fragen in einem einzigen Fragebogen unmittelbar nacheinander gestellt, sodass sie zum selben kommunikativen Kontext zählten. Hier sollten die Vpn die Redundanz beider Fragen bemerken. In einer anderen Bedingung wurden die beiden Frage zwar ebenfalls unmittelbar nacheinander gestellt, jedoch gehörten sie zu zwei unabhängigen Fragebögen und damit zu zwei verschiedenen Kommunikationskontexten. Strack et al. fanden, dass die Antworten der Vpn dann geringer korrelierten, wenn die Redundanzvermeidungsnorm anwendbar war (d.h. beide Fragen Teil ein und desselben Fragebogens waren), als wenn dies nicht der Fall war (d.h. wenn sie zu zwei unverbundenen Fragebögen gehörten). In unserer ersten Studie haben wir dieses Paradigma aufgegriffen, und zeigen können, dass der von Strack et al. beobachtete Effekt stärker bei solchen Versuchspersonen ausgeprägt war, die zuvor auf Interdependenz geprimt worden waren als bei independent geprimten. Anders ausgedrückt beantworteten die Vpn, für die interdependentes Selbstwissen zugänglich gemacht worden war, die Fragen unter stärkerer Berücksichtigung des kommunikativen Kontextes als Personen mit aktiviertem independenten Selbstwissen.

In einer weiteren Studie haben wir diese Annahme in einer kulturvergleichenden Studie konzeptuell repliziert. Wir haben zeigen können, dass kollektivistische Kulturangehörige (Chinesen) den kommunikativen Kontext stärker berücksichtigen als individualistische Personen (Deutsche). Zusammengefasst zeigen unsere beiden Studien (Haberstroh, et al. 2002) entsprechend den vorhersagen des SPI-Modells, dass Personen mit zugänglichem interdependenten Selbstwissen den kommunikativen Kontext einer Frage stärker in Betracht ziehen als dies für Personen mit zugänglichem independenten Selbstwissen gilt.

Die Auswirkungen unterschiedlicher Grade der Kontextabhängigkeit beeinflussen nicht allein Wahrnehmungs- und Urteilsprozesse, sondern auch emotionale und motivationale Variablen. In einer Studie von Hannover, Birkner und Pöhlmann (submitted) wurden Versuchsteilnehmer, die entweder eine independente oder eine interdependente Selbstkonstruktion aufwiesen, dazu gebracht, die eigene Person entweder in einer kontextabhängigen oder einer

kontextunabhängigen Weise zu beschreiben. Zu diesem Zweck erhielten die Vpn die Aufgabe, sich anhand bestimmter Personeigenschaften (z.B. Toleranz, Sorgfältigkeit) zu beschreiben. Während den Vpn in der Kontextabhängigkeits-Bedingung eine Skala mit den Antwortkategorien "trifft immer auf mich zu", "trifft nie auf mich zu" und "hängt von der Situation ab" vorgelegt wurde, hießen die Antwortkategorien in der Kontextunabhängigkeits-Bedingung "typisch für mich", "untypisch für mich", "weder typisch noch untypisch für mich". Erwartungsgemäß verwendeten die Vpn in der Kontextabhängigkeits-Bedingung in aller Regel die Antwortkategorie "hängt von der Situation ab" – sie aktivierten also ein Bild von der eigenen Person als abhängig vom sozialen Kontext - wohingegen in der Kontextunabhängigkeits-Bedingung überwiegend die Antwortkategorien "typisch" und "untypisch" genutzt wurden – die Vpn aktivierten hier also ein Bild von der eigenen Person als unabhängig vom sozialen Kontext.

In einer angeblich unverbundenen zweiten Studie wurde der Implizite Selbstwert der Vpn (Mögen der Buchstaben des eigenen Namens) erhoben. Erwartungsgemäß zeigten chronisch independente Vpn, die dazu gebracht worden waren, sich als kontextabhängig zu beschreiben, und chronisch interdependente Vpn, bei denen eine Selbstbeschreibung als kontextunabhängig provoziert worden waren, einen geringeren Selbstwert als Vpn, bei denen das Priming ihre chronische Selbstsicht bestätigte.

Diese Befunde sprechen für die Annahme, dass Personen, in deren Selbstkonstruktion autonome Inhalte dominieren (Independente), sich auch als kontextunabhängig definieren, wohingegen Personen, in deren Selbstkonstruktion soziales Selbstwissen dominiert, sich als kontextabhängig sehen. Ein weiterer Beleg für diese Annahme stammt aus einer Studie von Hannover (2002), in der das Self-Clarity-Paradigma (Campbell, et al. 1996) genutzt wurde. Versuchsteilnehmer, die entweder eine independente oder eine interdependente Selbstkonstruktion aufwiesen, wurden aufgefordert, sich schnellstmöglich anhand von Adjektiven zu beschreiben, die ihnen auf einem Computer-Monitor dargeboten wurden. Die Adjektivlisten enthielten hierbei Traits, die logisch inkonsistent waren (z.B. höflich, unhöflich). Der klassische Befunde besteht darin, dass Personen mit hohem Selbstwert sich a) schneller beschreiben und b) seltener logisch inkonsistente Begrifflichkeiten gleich beantworten (also entweder beide bejahen oder beide verneinen) (Campbell, et al. 1996) – ein Ergebnis, das als Beleg dafür gewertet wird, dass zu wissen, wer man selbst ist (hohe Selbstklarheit) mit positiven selbstbezogenen Affekten (Selbstwert) einhergeht. Erwartungsgemäß konnte Hannover (2002) zeigen, dass diese Verhältnisse nur für Independenten galten. Interdependente hingegen hatten einen um so höheren Selbstwert, je langsamer sie sich selbst beschriebene und um so mehr logisch inkonsistente Begriffe sie gleich beantwortet hatten. Diese Befunde interpretieren wir als Beleg für unsere Annahme, dass Interdependente ihr Selbst kontextabhängig strukturieren. Je positiver sie sich selbst sehen, für um so wahrscheinlicher halten sie es, dass ihr Selbst in Abhängigkeit vom Kontext unterschiedliche Eigenschaften aufweist. Entsprechend suchen sie bei hohem Selbstwert mehr

mentale Selbst-Kontexte ab (z.B. Selbst zuhause, Selbst in der Uni, Selbst im Sportverein) und stoßen auch wahrscheinlicher auf Selbstbeschreibungen, die logisch betrachtet inkonsistent sind. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Annahmen, die sich aus dem SPI-Modell ableiten lassen, bestätigt werden konnten. Der prozedurale Anwendungsmechanismus wurde im Bereich von Wahrnehmungsaufgaben, speziell des EFT, der Bildergänzungsaufgabe und der Buchstabenerkennungsaufgabe und des framed-line-test belegt. Mit der beschriebenen Gedächtnisaufgabe wurden diese Annahmen in den Bereich von Erinnerungsleistung für beiläufig enkodierte kontextuelle Information fortgeführt. Dass die Auswirkungen unterschiedlicher Grade der Kontextabhängigkeit nicht allein Wahrnehmungs- und Urteilsprozesse, sondern auch emotionale und motivationale Variablen beeinflussen, wurde durch die zuletzt berichteten Befunde gezeigt. Weiterhin konnten in einigen Fällen die in den berichteten Priming-Studien gezeigten Effekte auch in kulturvergleichenden Studien konzeptuell repliziert werden. Dies unterstützt unsere Annahme, dass Kultur vermittelt über die Zugänglichkeit beider Selbstwissensarten kognitive Prozesse beeinflusst.

Implikationen für die zukünftige Forschung

Das SPI Modell ist an der Schnittstelle von Kultur- und Kognitionswissenschaft angesiedelt. Bei der Herleitung des Modells sollte deutlich gemacht werden, dass wesentlich Befunde und Konzepte beider Forschungsstränge zusammengeführt wurden. Die vorgestellten Arbeiten fußen aber nicht nur in beiden wissenschaftlichen Traditionen, sie haben auch für die zukünftige Forschung in beiden Bereichen möglicherweise wichtige Konsequenzen. Im folgenden Abschnitt sollen mögliche Beiträge durch die Synergie von kultur- und kognitionswissenschaftlicher Perspektive angedeutet werden.

Implikationen für die kulturvergleichende Forschung

Durch das Aufgreifen von Arbeiten aus anderen kulturwissenschaftlichen Disziplinen (z.B. Anthropologie; Geertz, 1975; Shweder & LeVine, 1984) wurde die sozialpsychologische Selbstforschung nachhaltig bereichert und erweitert. Durch unsere Studien unter Verwendung experimenteller Methoden wird die zentrale Bedeutung unabhängiger und interdependenter Selbstkonstrukte für Urteilsprozesse und Verhaltensweisen unterstrichen. Gleichwohl stellen unsere Annahmen die kulturvergleichende Forschung auch vor neue Herausforderungen. Zunächst erlauben reine kulturvergleichende Untersuchungen keine Prüfung kausaler Hypothesen, da es sich hierbei um quasiexperimentelle Versuchsanordnungen handelt. Dies ist besonders deshalb problematisch, weil Kultur eine der komplexesten Variablen der gesamten Psychologie darstellt. Die Gefahr von Konfundierungen ist daher sehr groß. Überdies stehen

kulturvergleichende Untersuchungen in der Regel vor einem sprachlichen Problem. Bei der Übersetzung des verwendeten Stimulusmaterials können leicht konnotative Bedeutungsverschiebungen entstehen. Diese Probleme lassen sich durch das kombinierte Vorgehen von Kultur- und Priming-Studien besser bewältigen, was die Aussagekraft der empirischen Bemühungen erhöhen dürfte. Neben diesen eher methodologischen Beiträgen wird die kulturvergleichende Forschung aber auch theoretisch bereichert.

So haben Morris und Fu (2001) kritisiert, dass den meisten kulturvergleichenden Arbeiten ein persönlichkeitspsychologisches Verständnis von Kultur als Trait unterliege. Solche Trait-Ansätze, zu denen Morris und Fu die Arbeiten von Hofstede (1980), Triandis (1997), oder auch Markus und Kitayama (1991) zählen, versuchten zwar über die reine Deskription von kulturellen Unterschieden hinauszugehen, indem eine Vielzahl solcher Unterschiede auf generelle und stabile Eigenschaften der Angehörigen verschiedener Kulturen zurückgeführt würden. Damit seien wichtige Beiträge geleistet, die Komplexität der Variable Kultur auf wenige zentrale Variablen zu reduzieren. Allerdings könnten diese Modelle intraindividuelle Variabilität nicht erklären: „A key failing is the inability of trait models to capture when culture has a strong influence and when it has a weak influence on a given individual. The evidence of everyday life reveals that sometimes individuals act in culturally typical manners and sometimes not, yet a trait model, such like a stereotype implies a pervasive continual influence of culture“ (Morris & Fu, 2001; p. 328). Das SPI-Modell geht über ein reines Trait-Verständnis hinaus, indem es die dynamischen Konzepte der kognitiven Sozialpsychologie zum Einfluss vorhandenen Wissens auf die Urteilsbildung aufgreift. So können gleichzeitig interindividuelle Unterschiede auf die chronische Zugänglichkeit und die intraindividuelle Variabilität auf die situationale Zugänglichkeit der beteiligten Konstrukte zurückgeführt werden. Dies fordert aber umgekehrt die kulturvergleichende Psychologie heraus, die Flexibilität von Kultureinflüssen stärker als bisher in die Theorienbildung aufzunehmen. Das SPI-Modell stellt die kulturvergleichende Selbstforschung in noch einer weiteren Hinsicht vor neue Aufgaben. Markus und Kitayama (1991) haben versucht, eine Vielzahl zuvor unverbunden nebeneinander stehender Befunde zu kulturellen Unterschieden unter der Perspektive verschiedener Selbstkonstrukte zu integrieren. Allerdings bleiben bei ihnen die genauen vermittelnden Prozesse relativ offen. Durch die Differenzierung des semantischen und des prozeduralen Mechanismus geht das SPI-Modell über bisherige Arbeiten hinaus. Gerade weil aber der im SPI-Modell postulierte semantische und der prozedurale Mechanismus beider Selbstwissensarten natürlich konfundiert sind, ist das globale Argument von Markus und Kitayama, Kulturunterschiede kämen durch verschiedene Selbstkonstrukte zustande, solange keine befriedigende Erklärung, wie nicht spezifiziert wird, welcher der beiden Mechanismen am Zustandekommen eines beobachtbaren Kulturunterschied beteiligt ist. Daher bedarf die zukünftige kulturvergleichende Psychologie stärkerer Präzision. Das SPI-Modell stellt hierzu möglicherweise ein hilfreiches Rahmenkonzept dar.

Implikationen für die kognitionspsychologische Forschung

Auch für die kognitionspsychologisch orientierte Sozialpsychologie ergeben sich wichtige Konsequenzen aus der Berücksichtigung neuer Arbeiten der kulturvergleichenden Forschung. In vielen Theorien der kognitiven Sozialpsychologie wird nämlich bei der Analyse von Denk- und Urteilsphänomenen stark zwischen Inhalten und Prozeduren unterschieden. In der Social Cognition Forschung unter Verwendung von Priming-Verfahren wird dies an einer Art „Domänenspezifität“ deutlich: Entweder werden semantische Inhalte aktiviert und deren Auswirkungen auf nachfolgende semantisch bezogene Urteile beobachtet, oder aber es werden kognitive Prozeduren geprimt und deren Übertragung auf nachfolgende prozedural bezogene abhängige Variablen beobachtet.

Weiter zeigt sich die starke theoretische Trennung von Inhalt und Prozedur in der Kognitionspsychologie an der häufig verwendeten Computer-Metapher: Das Gehirn gleicht der Hardware, kognitive Prozeduren zur Wissensverarbeitung stellen die universelle Software dar und Denkinhalte gleichen dem Input (für eine Diskussion, siehe Block, 1995). Diese Metapher wird von vielen Kognitionspsychologen auch zur Erklärung von Kulturunterschieden verwendet: Die menschliche „Software“ (d.h. die Prozeduren) seien in den Jahrmlionen der Evolution qua Mutation und Selektion herausgebildet worden und daher universell gültig. Die evolutionsbiologisch betrachtet kurze Zeitspanne der heutigen Kulturen könne daher allein die Inhalte bestimmen, auf die die universell gültigen Prozeduren angewendet werden. In diesem Verständnis sind Kulturunterschiede also lediglich Epiphänomene.

Diese Positionen vieler Kognitionspsychologen werden durch neuere Befunde aus der kulturvergleichenden Sozialpsychologie (für einen Überblick siehe Nisbett et al., 2001), in die sich auch die hier beschriebenen Befunde einreihen (z.B. Kitayama, et al., 2003; Kühnen et al., 2001b) bestritten. Hier wird nämlich angenommen, dass sich Kultur auch auf basale kognitive Prozeduren auswirkt. Gerade weil Inhalt und Prozedur systematisch aufeinander bezogen sind, wie im SPI-Modell angenommen, erscheint es nicht sinnvoll anzunehmen, allein Prozeduren seien universell gültig, Inhalte jedoch nicht. „Thus, it appears that the assumption that cognitive content is learned and indefinitely malleable and the assumption that cognitive processes are universally the same and fixed may both be quite wrong. Some important content may be universal and part of our biologically given equipment, and some important processes may be highly alterable“ (Nisbett et al., 2001, p. 306).

Die Annahme, dass Kultur sich auch auf grundlegende Funktionen des menschlichen Geistes auswirkt, wird weiterhin durch neuere Modelle im Bereich der neuropsychologischen Gedächtnisforschung gestützt (Hüther, Adler & Rüter, 1998; Welzer & Markowitsch, 2001). Viele neuere Befunde der Biopsychologie und Medizin zeigen nämlich, dass ein zentraler Aspekt der

menschlichen Gedächtnisentwicklung darin besteht, dass „epigenetische, nutzungsabhängige Einflüsse entscheidend an der Ausformung, Stabilisierung und Reorganisation der initial im Gehirn angelegten neuronalen Verschaltungsmuster beteiligt sind“ (Hüther et al., 1998). Dies ist deshalb möglich, weil der Mensch anders als andere Spezies eine „evolutionäre Frühgeburt“ ist: So hat z.B. das menschliche Gehirn bei der Geburt lediglich 25% seines späteren Gewichts - ein Prozentsatz der schon bei Primaten deutlich höher liegt. Das bedeutet, dass die Entwicklung des menschlichen Gehirns stärker als bei anderen Spezies Umwelteinflüssen ausgesetzt ist. Auf der Grundlage solcher Befunde spricht der Kulturanthropologe Shore (1996) vom „kulturellen Hirn“ dessen Funktionsweisen sich in der Interaktion der neuronalen Verschaltungen und der sozialen Umwelt entwickeln.

Das von uns vorgeschlagene SPI-Modell widmet sich der Frage, auf welche Weise unterschiedliche Arten der Selbstkonstruktion die subjektive Erfahrung, das Denken, Fühlen und Handeln von Personen steuert. In berichteten Studien wurden die wesentlich Vorhersagen des Modells einem empirischen Test unterzogen. Abschließend haben wir einige eher abstrakte Überlegungen zu den Implikationen unserer Arbeiten angestrengt. Auf der Grundlage der berichteten Befundlage kann zusammengefasst werden, dass sich das Modell bewährt hat. Es bleibt zu hoffen, dass das SPI-Modell auch für die zukünftige Forschung einen geeigneten Rahmen darstellt, um der Frage nachzugehen, wie sozial konstruierte Bedeutungssysteme (Kultur) und basale Denkmechanismen des menschlichen Geistes (Kognition) ineinander greifen.

Literatur

- Berry, J. W. (1991). Cultural variations in field dependence-independence. In S. Wapner & J. Demick (Hrsg.), *Field dependence-independence. Cognitive style across the life span* (S. 298-308). Hillsdale, NJ.: Erlbaum.
- Block, N. (1995). The mind as the software of the brain. In E. E. Smith & D. N. Osherson (Eds.), *Thinking: An invitation to cognitive science* (pp. 377-425). Cambridge, MA: MIT Press.
- Bond, M. H. & Cheung, T. (1983). College students' spontaneous self-concept: The effect of culture among respondents in Hong Kong, Japan, and the United States. *Journal of Cross-Cultural Psychology, 14*, 153-171.
- Brown, J. D. (1998). *The Self*. Boston, MA: McGraw Hill.
- Bruner, J. S. (1957). On perceptual readiness. *Psychological Review, 64*, 123-152.
- Cousins. (1989). Culture and Selfhood in Japan and the USA. *Journal of Personality and Social Psychology, 56*, 124-131.
- Cross, S. E., Bacon, P. L. & Morris, M. L. (2000). The relational-interdependent self-construal and relationships. *Journal of Personality and Social Psychology, 78*, 791-808.
- Campbell, J. D., Trapnell, P. D., Heine, S. J., Katz, I. M., Lavalley, L. F. & Lehman, D. R.

- (1996). Self-concept clarity: Measurement, personality correlates, and cultural boundaries. *Journal of Personality and Social Psychology*, 70, 141-156.
- Devine, P. G. & Monteith, M. J. (1999). Automaticity and control in stereotyping. In S. Chaiken and Trope, Y. (Eds). *Dual-process theories in social psychology*. New York, NY: The Guilford Press. (pp. 339-360)
- Dijksterhuis, A. & Bargh, J. A. (2001). The perception-behavior expressway: Automatic effects of social perception on social behavior. In M. Zanna and P. Mark (Eds): *Advances in experimental social psychology*, 33, 1-40. San Diego, CA, US: Academic Press.
- Endo, Y., Heine, S. & Lehman, D. (2000). Culture and positive illusions in close relationships: How my relationships are better than yours. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 26, 1571-1586.
- Fazio, R. H. (2001). On the automatic activation of associated evaluations: An overview. *Cognition & Emotion*. 15, 115-141
- Gardner, W., Gabriel, S. & Lee, A. (1999). "I" value freedom but "we" value relationships: Self-construal priming mirrors cultural differences in judgment. *Psychological Science*, 10, 321-326.
- Geertz, C. (1975). On the nature of anthropological understanding. *American Scientist*, 63, 47-53.
- Grice, H.P. (1975). Logic and conversation. In P. Cole & J.L. Morgan (Eds.), *Syntax and semantics; 3. Speech acts* (pp. 41- 58). New York: Academic Press.
- Haberstroh, S., Oyserman, D., Schwarz, N., Kühnen, U. & Ji, L. (2002). Is the interdependent self a better communicator than the independent self? Self-construal and the observation of conversational norms. *Journal of Experimental Social Psychology*
- Hannover, B. (1997). *Das dynamische Selbst. Zur Kontextabhängigkeit selbstbezogenen Wissens*. Bern: Huber.
- Hannover, B. (2000). Das kontextabhängige Selbst oder warum sich unser Selbst mit dem sozialen Kontext verändert In W. Greve (Hrsg.), *Psychologie des Selbst* (S. 227-238). Weinheim: Psychologie-Verlags-Union.
- Hannover, B. (2002). One man's poison ivy is another man's spinach: What self-clarity is in independent self-construal, a lack of context-dependency is in interdependent self-construal. In C. Sedikides (Ed.), *Self and identity: Social psychological perspectives. Special Issue: Revue Internationale De Psychologie Sociale*, 15, 65-88.
- Hannover, B., Birkner, N. & Pöhlmann, C. (submitted). Self-Esteem as a Monitor Supervising Independence or Interdependence: How Self-Construals Relate to Implicit and Explicit Self-Esteem. *Journal of Experimental Social Psychology*.
- Hannover, B. & Kühnen, U. (2002). Der Einfluss unabhängiger und interdependenter Selbstkonstruktionen auf die Informationsverarbeitung im sozialen Kontext. *Psychologische*

- Rundschau*, 53, 61-76.
- Hannover, B. & Kühnen, U. (2002) The clothing makes the self - via knowledge activation. *Journal of Applied Social Psychology*, 32, 2513-2525.
- Higgins, E. T. (1996). Knowledge activation: Accessibility, applicability, and salience. In E. T. Higgins & A. W. Kruglanski (Eds.), *Social psychology: Handbook of basic principles* (pp. 133-168). New York: Guilford Press.
- Higgins, E. T. & Bargh, J. A. (1987). Social cognition and social perception. *Annual Review of Psychology*, 38, 369-425.
- Higgins, E. T. & King, G. (1981). Accessibility of social constructs: Information processing consequences of individual and contextual variability. In N. Cantor & J. F. Kihlstrom (Eds.), *Personality, cognition, and social interaction* (pp. 69-121). Hillsdale, NJ.: Erlbaum.
- Higgins, E. T., Rholes, W. S., & Jones, C. R. (1977). Category accessibility and impression formation. *Journal of Experimental Social Psychology*, 13, 141-154.
- Hofstede. (1980). *Culture's consequences: Intentional differences in work-related values*. Beverly Hills, Ca: Sage.
- Hüther, G., Adler, L. & Rüther, E. (1998). Die neurobiologische Verankerung psychosozialer Erfahrungen. *Zeitschrift für psychosomatische Medizin*, 45, 2-17.
- Kitayama, S. H., Duffy, S., Kawamura, T., & Larsen, J. T. (2003). Perceiving an object and its context in different cultures: A cultural look at the New Look. *Psychological Science*, 14, 201-206.
- Kühnen, U. (1999). *Verzerrungen bei direkten und indirekten selbstbezogenen Ähnlichkeitsurteilen als Konsequenz hoch zugänglichen Selbstwissens*. Lengerich: Pabst, Science Publishers.
- Kühnen, U. & Hannover, B. (2000). Assimilation and contrast in social comparisons as a consequence of self-construal activation. *European Journal of Social Psychology*, 30, 799-811.
- Kühnen, U., Hannover, B., Roeder, U., Schubert, B., Shah, A., Upmeyer, A. & Zakaria, S. (2001b). Cross-cultural variations in identifying embedded figures: Comparisons from the US, Germany, Russia, and Malaysia. *Journal of Cross Cultural Psychology*, 32, 365-371.
- Kühnen, U., Hannover, B. & Schubert, B. (2001a). The Semantic-Procedural Interface Model of the self: The role of self-knowledge for context-dependent versus context-independent modes of thinking. *Journal of Personality and Social Psychology*, 80, 397-409.
- Kühnen, U. & Oyserman, D. (2002). Thinking about the self influences thinking in general: Cognitive consequences of salient self-concept. *Journal of Experimental Social Psychology* 38, 492-499.
- Kuhn, M. H. & McPartland, T. S. (1954). An empirical investigation of self-attitudes. *American Sociological Review*, 19, 68-76.

- Linville, P. W. & Carlston, D. E. (1994). Social cognition of the self. In P. G. Devine, D. L. Hamilton & T. M. Ostrom (Hrsg.), *Social cognition: Impact on social psychology* (S. 144-193). San Diego: Academic Press.
- Markus, H. (1977). Self-schemata and processing information about the self. *Journal of Personality and Social Psychology*, 35, 63-78.
- Markus, H. & Kitayama, S. (1991). Culture and the self: Implications for cognition, emotion, and motivation. *Psychological Review*, 98, 224-253.
- Markus, H. & Kitayama, S. (1998). The cultural psychology of personality. *Journal of Cross Cultural Psychology*, 29, 63-87.
- Markus, H. R. & Wurf, E. (1987). The dynamic self-concept: A social psychological perspective. In M. R. Rosenzweig & L. W. Parter (Eds.), *Annual Review of psychology* (Vol. Vol. 38, pp. 299-337). Palo Alto, Ca: Annual Reviews.
- Morris, M. W. & Fu, H. Y. (2001). How does culture influence conflict resolution? A dynamic constructivist analysis. *Social Cognition*, 19, 324-349.
- Navon, D. (1977). Forest before trees: The precedence of global features in visual perception. *Cognitive Psychology*, 9, 353-383.
- Nisbett, R. E., Peng, K., Choi, I. & Norenzayan, A. (2001). Culture and systems of thought. *Psychological Review*, 108, 291-310 .
- Oyserman, D. Self-concept and identity (2001). In A. Tesser & N. Schwarz (Eds.) *The Blackwell Handbook of Social Psychology, Vol I*, (pp 402-415). Malden, Mass: Blackwell Publishers.
- Oyserman, D. & Markus, H. R. (1995). Das Selbst als soziale Repräsentation. In Flick, U. (Ed.), *Psychologie des Sozialen, Repräsentationen in Wissen und Sprache* (pp. 140-163). Reinbeck: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Rhee, E., Uleman, J. S., Lee, H. K., & Roman, R. J. (1995). Spontaneous self-descriptions and ethnic identities in individualistic and collectivistic cultures. *Journal of Personality and Social Psychology*, 69, 142-152.
- Roeder, U. & Hannover, B. (im Druck). Kontextabhängigkeit als Dimension der Selbstkonstruktion: Entwicklung und Validierung der Dortmunder Kontextabhängigkeits-Skala (DKS). *Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie*
- Sampson, E. E. (1988). The debate of individualism: Indegenous psychologies of the individual and their role in personal and societal functioning. *American Psychologist*, 43, 15-22.
- Shore, B. (1996). *Culture in mind. Cognition, culture, and the problem of meaning*. Oxford: Oxford University Press.
- Schwarz, N. (1999). Self-reports: How the questions shape the answers. *American Psychologist*, 54, 93-105.
- Shweder, R. A. & LeVine, R. A. (1984). *Culture theory: Essays on mind, self, and emotion*.

- Cambridge, England: Cambridge University Press.
- Singelis, T. M. (1994). The measurement of independent and interdependent self-construals. *Personality and Social Psychology Bulletin*, *20*, 580-591.
- Strull, T. K. & Wyer, R. S. (1979). The role of category accessibility in the interpretation of information about persons: Some determinants and implications. *Journal of Personality and Social Psychology*, *37*, 1660-1672.
- Strack, F. (1992). The different routes to social judgments: Experiential versus informational strategies. In L. L. Martin & A. Tesser (Hrsg.), *The construction of social judgment* (S. 249-275). Hillsdale, NJ.: Erlbaum.
- Strack, F. (1988). Social Cognition: Sozialpsychologie innerhalb des Paradigmas der Informationsverarbeitung. *Psychologische Rundschau*, *39*, 72-82.
- Strack, F. & Hannover, B. (1996). Awareness of influence as a precondition for implementing correctional goals. In P. M. Gollwitzer & J. A. Bargh (Eds.), *The psychology of action: Linking cognition and motivation to behavior* (pp. 579-598). New York: Guilford Press.
- Strack, F., Schwarz, N., & Wänke, M. (1991). Semantic and pragmatic aspects of context effects in social and psychological research. *Social Cognition*, *1*, 111- 125.
- Tewes, U. (Hrsg.). (1994). *HAWIE-R: Hamburg-Wechsler-Intelligenztest für Erwachsene, Revision 1991. Handbuch und Testanweisung*. 2. Auflage. Bern: Huber.
- Trafimow, D. & Finlay, K. A. (1996). The importance of subjective norms for a minority of people: Between-subjects and within-subjects analyses. *Personality and Social Psychology Bulletin*, *22*, 820-828.
- Trafimow, D., Triandis, H. C. & Goto, S. G. (1991). Some tests of the distinction between the private self and the collective self. *Journal of Personality and Social Psychology*, *60*, 649-655.
- Triandis, H. C. (1989). The self and social behavior in differing cultural contexts. *Psychological Review*, *96*, 506-520.
- Triandis, H. (1997). Cross-cultural perspectives on personality. In R. Hogan, J. Johnson & S. Briggs (Hrsg.), *Handbook of personality psychology* (S. 439-464). San Diego, CA.: Academic Press.
- Triandis, H. C., McCusker, C. & Hui, C. H. (1990). Multimethod probes of individualism and collectivism. *Journal of Personality and Social Psychology*, *59*, 1006-1020.
- Welzer, H. & Markowitsch, H. J. (2001) Umriss einer interdisziplinären Gedächtnisforschung. *Psychologische Rundschau*, *52*, 205-214.
- Witkin, H. A., Oltman, P. K., Raskin, E. & Karp, S. A. (1971). *Manual for the Embedded Figures Test, Childrens's Embedded Figures Test, and Group Embedded Figures Test*. Palo Alto, CA.: Consulting Psychologists Press.
- Wyer, R. S. & Srull, T. K. (1989). *Memory and cognition in its social context*. Hillsdale, NJ:

Erlbaum.

Ybarra, O. & Trafimow, D. (1998). How priming the private self or collective self affects the relative weights of attitudes and subjective norms. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 24, 362-370.